



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 44.

Dienstag, 21. Februar

1928.

(7. Fortsetzung.)

Das Jorritpulver.

Von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Detectivroman aus dem Tagebuch des Dr. Luz.

Herming fuhr vorgestern, also Sonntag, nach Basel, wo er im Hotel de l'Univers abstieg, und reiste gestern mit dem Fünfschnellzug nach Frankfurt ab. Ich bestand mich mit einem Kollegen aus Basel am Badischen Bahnhof, und zwar in der Uniform eines badischen Einjährig-Freiwilligen, die ich für am unverfänglichsten hielt. Leider hatte ich die Schlaueit und Gerissenheit Hermings unterschätzt. Wir fuhren im gleichen Coupé, kamen bald ins Gespräch, und im Verlaufe der Fahrt mußte sein Verdacht, in mir einen Verfolger vor sich zu haben, festen Fuß gefaßt haben, denn er betäubte mich durch ein Blausäurepräparat und warf mich kurzerhand aus dem fahrenden Zug.

Brunner machte eine kleine Pause, dann fuhr er fort: „Der gefährliche Sturz ließ nicht nur wunderbar glücklich ab, denn außer einer Verstauchung des Armes und Hautabschürfungen am Oberschenkel habe ich keine Verletzung davongetragen, sondern durch einen großen Zufall, oder wenn Sie wollen, Vorsehung, wurde ich durch einen Bahnwärter aufgefunden, fünf Minuten bevor der Straßburger Schnellzug die Straße passierte, der mich dann glatt zermalmt hätte. Alles in allem habe ich mich gehörig blamiert, und Sie haben ganz recht, Herr Doktor Luz, wenn Sie mich nun tüchtig auslachen.“

„Warten Sie nur mal ab“, fiel Fischer ein, „Herr Luz soll sein Packer ruhig aufheben, bis ich ihm den Schluß der Tragikomödie berichtet habe, denn die dickste Blamage kommt erst jetzt.“

Herr Doktor Brunner tat das einzig Richtige, was er in diesem Falle tun konnte. Er benachrichtigte die hiesige Bahnhofswache, die den Halunken beim Verlassen des Zuges festnehmen sollte. Als der Fall telephonisch von der Bahnhofswache gemeldet wurde, bestand ich mich gerade hier in meinem Bureau und hatte viel zu tun. Gegen zehn Uhr abends war mein Pensum ziemlich durchgearbeitet und ich beschloß, mir den ruhigen Gejellen mal anzusehen. Als ich aus der Bahnhofswache ankam, war der diensthabende Wachmeister gerade am Zuge. Ich hielt es für überflüssig, selbst nachzusehen, denn auf derartige Kinkerlitzchen, Verhaftung eines Verbrechens aus dem ankommenden Zug, sind unsere erfahrenen Beamten geeicht, das kommt zu häufig vor. Statt jedoch den Kerl einzuliefern, kommt mein Wachmeister mit einem langen Gesicht und will mir eintreten, daß Herming den Zug schon in Mannheim verlassen hat. Statt Herming selbst, bringt er nur dessen Hut, Mantel und Reisetasche. Beim Durchsuchen der Tasche wird mir der Sachverhalt natürlich sofort klar.

Herming hat die Effekten einfach vertauscht, vielleicht auch sein Gesicht ein wenig transformiert, ist aus einem anderen Wagen ausgestiegen, und die Beamten stehen mit dummen Gesichtern ab.

Herming hat natürlich nicht wissen können, daß Herr Doktor Brunner gerettet ist, nahm aber wahrscheinlich in seiner Schlaueit an, daß sein Signalement vielleicht von einem zweiten Beamten, der womöglich den Zug schon in Freiburg wieder verlassen hat, an alle in

Frage kommenden Bahnhöfe, wie Dos, Karlsruhe, Mannheim und besonders Frankfurt, telegraphisch gemeldet wurde und traf dementprechend seine Maßnahmen, denn in einem Zettel, den er in den Koffer legte, hat er für die Polizei eine Nachricht zurückgelassen.

„Eine Nachricht?“ fragte Brunner erstaunt.

„Ja wohl, Sie sollen sie gleich selbst zu lesen bekommen.“ Er trat zur Tür. „Ist Wachmeister Mischal draußen?“

„Ja wohl, Herr Kommissar. Hier bin ich.“

„Treten Sie ein.“

Beim Eintreten Mischals konnte der Kommissar ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken, das der Wachmeister etwas verlegen erwiderte.

„Haben Sie den schönen Zettel mitgebracht, Mischal?“ fragte der Kommissar.

„Ja wohl.“

„Dann geben Sie her. — Hier, meine Herren, ist Hermings Botschaft. Er teilt uns mit, daß er leider seine Adresse nicht angeben könne.“

„Wann sind Sie denn hier angekommen, Herr Doktor?“ wandte sich Luz an Brunner.

„Heute vormittag mit dem Schnellzug. Gestern abend habe ich mich in Herrnsheim vom Arzt untersuchen und verbinden lassen, dann schellte ich noch spät in der Nacht den Kaufmann heraus, der erst ungehalten genug über die Störung war, aber sich natürlich gleich bereit erklärte, mir noch einen Anzug zu verkaufen, denn meine Uniform war total ruiniert. Der Anzug hier war der teuerste und schönste, den er im Laden hatte, ganze siebenunddreißig Mark hat er gekostet.“

Luz hatte auf die letzten Worte Brunners schon nicht mehr genau hingehört, er hatte ein Falzbein vom Schreibtisch Fischers genommen und spielte damit. „Nun ist die Hauptsache“, sagte er dann bedenklich, „was tun, um Herming zu fassen. Die Sache will genau überlegt sein, denn meine Herren, wir haben es mit einem Burschen zu tun, der mit allen Hunden gefeßt ist.“

„Mir scheint wirklich, der Kerl ist Ihnen genau bekannt“, sagte Fischer.

Luz übergab diesen Einwurf mit Schweigen. „Was haben Sie in der Sache bereits unternommen?“ fragte er Fischer.

„Ich habe vor allem Professor Jorrit telephonisch herbestellt. Er muß jeden Augenblick kommen.“

Luz schüttelte unwillig den Kopf.

„Sind Sie mit der Maßnahme nicht einverstanden?“

„Wenn Herming, was ich keinen Moment bezweifle, schon am Werk ist, so läßt er Jorrit natürlich genau überwachen und weiß in einer Stunde, daß er zur Polizei gerufen wurde. — Wo wohnt Jorrit?“

„Rembrandt-Straße 168.“

„In Sachsenhausen? Vielleicht ist er noch nicht weg. Wo ist das Telephon?“

„Hier rechts im Nebenzimmer.“

„Einen Augenblick dann.“

Nach knapp einer Minute kam er wieder zurück.

„Zu spät“, sagte er achselzuckend, „der Professor ist

Schon unterwegs. Nun, da ist jetzt nichts zu ändern. Lassen Sie das Haus wenigstens überwachen?"

"Noch nicht, aber ich kann gleich das Nötige veranlassen."

"Was haben Sie sonst noch unternommen?"

"Die gewöhnlichen Maßnahmen. Bekanntgabe von Hermings wahrscheinlichem Signalement an die Kriminalpatrouillen und Bahnhöfe. Nachsehen der Gasthaus- und Pensionsmeldungen —"

"Was natürlich beides keinen großen Wert haben wird, denn Herming fährt mit der Elektrischen Bahn nach Bonames und benutzt von dort den Zug nach Kassel, Hamburg oder Berlin, oder er fährt mit der Waldbahn nach Schwanheim oder Msenburg und reist von dort nach Mainz, Köln, Darmstadt oder Heidelberg. Auf diese Weise hat er sich Ihrer direkten Kontrolle leicht entzogen. In einem Hotel oder einer Pension logiert sich ein Herming auch nicht ein. Haben Sie die Meldungen der Hotels zur Hand?"

"Hier, bitte."

"Angenommen, er ist wirklich in einem der vielen Hotels am Bahnhofspatz für eine Nacht abgestiegen, was in Anbetracht dessen, daß er spät in der Nacht angekommen ist, immerhin möglich wäre, wie wollen Sie unter den vielen Neumeldungen den richtigen Herming herausfinden? Hier ist das Carlton Hotel mit sechzehn Zugängen, hier Englischer Hof mit neun, hier Royal mit vierzehn, hier Continental mit einundzwanzig. Nein, so geht es nicht. Und doch. — Ich habe eine Idee."

"Nun?" fragte Fischer gespannt.

"Haben Sie einen Beamten hier, der den ganzen Vormittag disponibel ist?"

"Gewiß." Fischer drückte auf einen Knopf neben seinem Schreibtisch. "Koch soll hereinkommen", befahl er dem eintretenden Beamten.

Eine Minute später erschien ein Kriminalschuhmann, der in straffer Haltung an der Tür stehen blieb.

"Koch", redete ihn der Kommissar an, "Sie erhalten von Herrn Doktor Lutz einen Auftrag, den Sie sorgfältig zu erledigen haben."

"Jawohl, Herr Kommissar."

"Sind Sie ortsfundig, Herr Koch?" wandte sich Lutz an den Beamten.

"Jawohl, Herr Doktor."

"Schön. Sie suchen sämtliche hiesige Hotels ab, vor allem die Durchgangshotels in der Bahnhofsgegend, und fahnden nach einem Reisenden, der gestern Abend mit dem Baseler Schnellzug gegen zehn Uhr angekommen ist —"

"Zugänglich einer halben Stunde Verspätung", warf Brunner ein.

"Also gegen halb elf Uhr. Der Betreffende ist jung, ungefähr dreißig Jahre, groß, etwas kleiner als ich, wahrcheinlich blond. Er trägt vielleicht Augengläser. Hatte er im Zug einen Schnurrbart, Herr Brunner?"

"Jawohl, lang ausgezogen."

"Demnach dürfte er jetzt bartlos sein."

"Kleidung, Herr Brunner?"

"Dunkelbrauner Sadanzug."

"Und da sein Hut im Zug geblieben ist, so hatte er wahrscheinlich nur eine Mütze als Kopfbedeckung bei seiner Ankunft. Beschreiben Sie nun noch Ihre Handtasche, die der Kerl statt seiner in Besitz genommen hat, dann ist das Signalement fertig und ziemlich genau. Sie können sich einige Notizen machen, Herr Koch, besser ist besser. Haben Sie dann einen Mann ausfindig gemacht, auf den das Signalement paßt, so melden Sie Ihr Ergebnis telephonisch hierher. Haben Sie verstanden?"

"Jawohl, Herr Doktor."

"Dann viel Glück."

Als der Kriminalschuhmann das Zimmer verlassen hatte, stand Lutz von seinem Stuhl auf und trat ans Fenster. "Das ist alles, was wir vorerst tun können. Wo bleibt denn der Professor?"

"Ich glaube, daß er soeben gekommen ist", sagte Fischer. "Was gib't's?" wandte er sich fragend an den Beamten, der in diesem Augenblick ins Zimmer trat.

"Herr Kommissar, ein Herr ist draußen, der Sie zu sprechen wünscht, er sei hierherbestellt."

"Sein Name?"

"Professor Forner."

"Ich lasse bitten."

Kurz darauf trat ein Herr ein, von großer, aber schon etwas gebeugter Gestalt. Er nahm mit einer sinnlichen Verbeugung einen breitrandigen, schwarzen Filzhut von seinem stark grau melierten blonden Kopf und blieb, da ihm beim Eintritt in das starkgeheizte Bureau die Brillengläser angelauten waren, etwas verlegen und unbeholfen an der Tür stehen.

"Mein Name ist Forner", sagte er in stark alemannisch gefärbtem Deutsch. "Ich bin hierherbestellt. Welcher von den Herren ist Kommissar Fischer?"

"Das bin ich", sagte Fischer, einen Schritt auf den Neuangekommenen zutretend. "Wollen Sie, bitte, Platz nehmen, Herr Professor. — Ich habe mir erlaubt, Sie hierherzubestellen, weil ich etwas mit Ihnen zu besprechen habe, was ich aus Gründen, die ich Ihnen sogleich auseinanderlegen werde, nicht in Ihrer Wohnung ertönen kann."

(Fortsetzung folgt.)

Wer andern eine Grube gräbt ...

Von Hugo v. Köller.

Als ich noch in der bulgarischen Dobruttscha ein freies und selbstherrliches Leben führte, hatte ich — offen gestanden — wenig Sorgen und viel Freuden. Jagd, Reit- und Fahrspott waren ja meine Leidenschaft, und niemand hinderte mich diesen nach eigenem Wohlgefallen zu frönen. Die Bewirtschaftung meines Besitzes von über 3000 Morgen in dem damals noch halbwildem Lande brachte natürlich auch manche Unannehmlichkeiten mit sich. Ich hatte häufig Ursache, mich über meine Nachbarn zu ärgern. Nicht absichtlich, aber aus Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit fügten sie mir häufig Schaden zu. Da war es doch erklärllich, daß ich manchmal Gegenmaßnahmen ergriff, die eigentlich nur den Zweck hatten, die andern wieder zu ärgern. Die sonst so gutmütige und ganz ordentliche Bevölkerung in der Dobruttscha, mit der ich im allgemeinen recht gut auskam, hatte kein Verständnis dafür, daß jemand streng auf den Unterschied zwischen Mein und Dein hielt. Die Leute waren zwar von Hause aus ehrlich und stahlen nicht, aber wenn ihr Vieh auf des Nachbarn Grund und Boden übertrat, auf dessen Steppe graste oder gar an dessen Heuvorräten sich gütlich tat, so erblickten sie darin nichts Unrechtes. Sie hatten z. B. die Gewohnheit, es ihren Büffeln zu überlassen, sich nach getaner Arbeit ihre Nahrung zu suchen, wo sie solche am besten und am bequemsten fanden. So ein Büffel ist zwar das gutmütigste, aber auch das dickfälligste Tier von der Welt, läßt sich durch nichts aus der Ruhe bringen und kann einen Menschen talend machen durch sein Phlegma. Er paßt darin ausgezeichnet zu dem türkischen Bauer.

Da lag östlich von meinem Gut auf kaum zwei Kilometer Entfernung das damals noch türkische Bauerndorf Toikus, mit dessen Bewohnern ich auf gut nachbarschem Fuße stand. Diese Bauern überließen es im Sommer auch ihren Büffeln, sich nachts selbst zu versorgen. In einer Herde — natürlich ohne Hirten — zogen die Büffel abends aus und fütterten sich auf ihre Art durch bis zum Morgen. Daß sie dabei ausgerechnet immer über meine Grenze kamen, hatte schon zu manchen Differenzen mit den Besitzern Veranlassung gegeben, aber das änderte nichts an der Sache. Der Schaden war ja auch nicht groß, den sie auf bereits gemähten Steppen anrichten konnten. Mit der Zeit aber hatten sie meine großen Heumieten entdeckt, die außerhalb des Gutshofs sorgfältig errichtet waren. Und wenn Abend für Abend zwei Dutzend hungrige Büffel sich hier satt fraßen, so trug das nicht nur zur Verunstaltung der Mieten bei, sondern beraubte mich mit der Zeit auch einer ganzen Menge Heu. Trotz meiner recht häufigen und nachdrücklichen Vorstellungen taten die Bauern in ihrer Nachlässigkeit nichts, um dies zu verhindern.

Noch mehr aber als ich ärgerte sich darüber mein treuer Haus- und Hofdiener Christo, der abends und häufig auch nachts von mir ausgeschied wurde, um die Büffel von den Heumieten zu vertreiben. Mit mächtigen Knüppeln bewaffnet, griff er dann die schwarzen Ungeheuer an, aber sein Arm erlahmte meist früher, als die Schläge durch das dicke Fell der Büffel durchkamen. Und wenn es ihm wirklich gelang, war, sie fortzujaagen, waren sie bald darauf doch wieder da. Diese Mieten lagen so, daß ich sie von meinen Fenstern aus übersehen konnte. Und sobald ich in den meist recht hellen Nächten die schwarzen Kolosse an den Mieten erblickte,

Ichrie ich von oben die Treppe hinunter: „Christo — die Büffel!“ Dann formulierte Christo zunächst nicht wiederzuegebende Segenswünsche für die Büffel, griff nach seinem Knüttel und eilte hinaus. Wochenlang ging das jeden Abend so. Endlich wurde es Christo zu viel und er sann auf Rache. Was er vorhatte, wußte ich nicht, aber eines Abends teilte er mir boshaft lächelnd mit, er habe eine Erfindung gemacht, die Büffel ein für allemal zu vertreiben. Ich nahm an, daß Christos „Erfindung“ jeder Menschen- und noch mehr Tierfreundlichkeit entbehrte, schwieg aber vorläufig dazu, um erst mal die Wirkung und den Erfolg seiner Erfindung abzuwarten. Als ich am Abend wieder den bekannten Ruf: „Christo — die Büffel!“ erschallen ließ, stürmte er nicht gleich, wie sonst, aus dem Hause, sondern suchte erst das Material zur Nutzenwendung seiner Erfindung zusammen. Dann sah ich ihn, in jeder Hand ein großes Petroleumblech tragend, in denen das Petroleum aus Batu eingeführt wird, sich auf die Büffel anpirschen. Etwa zehn Minuten später erhob sich ein wahrer Höllenlärm bei der Miete. Ich sah die dunkle Masse der Büffel, deren schnellste Gangart im gewöhnlichen Leben nur ein gemächlicher Schritt war, in wildem Lauf davonjagen und hörte ein weithin schallendes Trommeln und Klappern. Christo kam lächelnd zurück. „Die kommen nicht wieder“, versicherte er siegesbewußt. Auf mein Befragen berichtete er, daß er zwei leere Petroleumbliche, halb mit Feldsteinen gefüllt, zweien der Büffel mit Draht an die Schwänze gebunden habe. Um sie in Bewegung zu setzen, habe er ihnen noch ein Stüd brennenden Zündschwamm angeklemt. „Die Biester werden sich zu Tode laufen“, bemerkte ich. „Eine gute Lektion für die Toikuser Bauern“, erwiderte Christo.

Die ganze Herde rastete nun in wahrer Todesangst umher; je schneller sie liefen, desto stärker wurde natürlich der Lärm hinter ihnen. Das hätte ja alles ganz gut gehen können, wenn die Büffel nach ihrem Dorf zurückgelaufen wären; aber sie hatten in ihrer Angst scheinbar jedes Heimatgefühl verloren. Sie jagten in entgegengesetzter Richtung über meine Felder und nahmen schließlich einen noch nicht gemähten Weizenfeld an, in dem sie verschwanden. — „Christo, du bist ein — uhm“, donnerte ich auf das schuldbeladene Haupt des „Erfinders“ nieder. — Um zu retten, was noch zu retten war, wurden in aller Eile meine sämtlichen Arbeiter mobil gemacht und auf die Büffelherde losgelassen. Nach stundenlangem Herumjagen gelang es endlich, die wildgewordenen Tiere aus dem Weizenfeld zu entfernen. Wie dies aussah, nachdem etwa zwanzig Büffel darin einen wahren Weizenstanz aufgeführt hatten, kann man sich denken! — Der Schaden, den sie hier angerichtet, war bedeutend größer, als wenn sie den ganzen Sommer hindurch von meinem Heu getressen hätten.

Was sollte ich nun tun? Die Toikuser Bauern verklagen? Das hätte einen jahrelangen Prozeß gegeben, und im schlimmsten Falle wären sie verurteilt worden, mir zwei oder drei Fuhren Heu als Ersatz für den erlittenen Schaden zu liefern, was sie natürlich niemals getan hätten. Ich mußte den Schaden stillschweigend tragen. — Die Büffel aber kamen nach wie vor jeden Abend und fraßen sich satt an meiner Heumiete.

Wolken vor der Sonne.

Von E. Lindow.

Hell lag der Sonnenschein um das feine Porzellan des Teetisches. Hell lagen auch die Blide der beiden jungen Menschen ineinander.

„Wie froh bin ich, daß alles so gekommen ist!“ Und die schlanken, wohlgepflegten Hände des Mädchens tasteten über den Tisch, hier und da leicht einen Gegenstand berührend, gleichsam neugewonnene Bekannte grüßend. Der Mann nickte wortlos. Das freudige Leuchten in seinen Augen jedoch widerlegte die Wortlosigkeit seiner Gebärde. Beiden war, als läge ein feines Klingen im Zimmer. Das Glück lag mit ihnen.

Mitten hinein in dieses sonndurchhellte Schweigen fiel plötzlich ein harter, häßlicher Laut. Es hatte geklopft. Noch hand der störende Schall als etwas greifbar Ausdringliches im Zimmer, und schon kloppte es zum zweitenmal. Dringend, brohend. Der Mann runzelte leicht die Stirn in trotziger Weigerung, die unliebsame Störung anzuerkennen, aber rührte sich nicht.

„Du wirst doch wohl öffnen müssen“, lächelte das Mädchen begütigend. „Ich werde ein Buch nehmen und so lange in deinem Schlafzimmer warten.“

Nachdem sie gegangen war, öffnete er die Tür. Unaufgefordert trat ein Mann über die Schwelle. Einen Augenblick sah er dem Öffnenden prüfend, beinahe herausfordernd ins Gesicht; dann ging er, seinen Hut abnehmend, auf einen Stuhl zu und setzte sich. Mit einer etwas hilflosen Be-

wegung die Tür schließend, wandte der junge Mann sich seinem merkwürdigen Besucher mit der Frage zu: „Wer sind Sie denn eigentlich, und was wollen Sie hier?“ — „Es handelt sich nicht um mich“, erklärte der Fremde brüsk, „es handelt sich um Ihre Person, Herr Landner. Sie sehen, ich kenne Sie“, fuhr er fort, als der andere erstaunt aufblinzelte, „Sie werden sehen, daß ich auch weiter gut informiert bin. Sie haben sich vor drei Wochen verlobt. Diese Verlobung ist nach vielen Schwierigkeiten, die Sie mit den Eltern der Braut hatten, zustande gekommen. Reiche Eltern“, setzte er bedeutungsvoll hinzu. „Wie viel Ihnen an dieser für Sie günstigen Verbindung liegt, wissen Sie selbst wohl am besten, nicht wahr?“ Der junge Mann senkte den Blick. Durch das fortwährende Schweigen seines Gegenübers ermutigt, fuhr der Fremde fort: „Ich werde mich kurz fassen. Vor einem Jahr, Herr Landner, wurden Sie aus dem Gefängnis entlassen, nachdem Sie wegen schweren Diebstahls eine Strafe von vier Jahren verbüßt hatten.“ Hässliche Genugtuung glitt über sein verrohtes Gesicht, als er ein Zusammenzucken des andern bemerkte. „Diese Tatsache würde Ihre Braut interessieren, nicht wahr?“

„Sie würde es nie glauben“, flüsterte der junge Mann mit einem unwillkürlichen Blick nach der Schlafstubentür. Diesem Blick folgend, erblühte der Besucher auf einem Stuhl einen Damenhut. „Ach — so —“ entfuhr es ihm gedehnt. „die Dame ist hier? Desto besser.“ Er rieb sich die Hände. „Desto besser! Ich denke, unler Geschäft wird sich glatt abwickeln.“

„Geschäft?“ fragte der junge Mann zweifelnd. „Jawohl, Geschäft!“ wiederholte der Fremde, sich vorbeugend und dem andern drohend ins Gesicht lehend. „Sie werden mir fünftausend Mark auszahlen, Herr Landner, oder...“ sein zur Tür des Nebenzimmers hingleitender Blick überließ es dem andern, sich die Konsequenzen einer Weigerung auszumalen.

„Sie wird es nicht glauben“, wiederholte dieser. „Was heißt „glauben“, Herr Landner? Hier sind Beweise“, und er klopfte mit der Hand auf seine Brusttasche, „schriftliche Beweise, die ich Ihnen natürlich sofort nach Zahlung der Summe aushändige“, schloß er lauernd.

Der junge Mann erhob sich. „Nein!“ sagte er laut und hart. „Nein! Gehen Sie!“

„Gehen?“ höhnte der Fremde, „gehen wohl, aber nicht hinaus, sondern dorthin!“ und mit einigen raschen Schritten durchquerte er den Raum und legte seine Hand auf die Türklinke des Nebenzimmers. „Nun, Herr Landner, was meinen Sie? Soll Ihre Braut es erfahren?“

„Ich habe es Ihnen doch schon einmal gesagt, sie wird es nicht glauben“, erwiderte der junge Mann mit fester Stimme.

Einen Moment noch zögerte der Fremde, dann riß er die Tür auf. „Kommen Sie heraus, Fräulein!“ gebot er mit barscher Stimme. „Ihr Verlobter hier hat Ihnen etwas mitzuteilen.“

Wahes Erstaunen zeigte sich auf ihrem klugen Gesicht, als sie langsam, das Buch noch in der Hand, ins Zimmer trat. „Dieser Herr hier“, begann der junge Mann, und seine Stimme klang eigentümlich gepannt, „behauptet, ich hätte erst vor Jahresfrist eine Gefängnisstrafe von vierjähriger Dauer beendet — für schweren Diebstahl“, setzte er leise hinzu. „Ich habe ihm versichert, du würdest es nicht glauben; aber er bestand dennoch darauf, daß es dir mitgeteilt würde. Glaubst du es?“

Ein leichtes Erschreden fladerte in ihren Augen, als ihr Blick zwischen beiden Männern hin und her wanderte. „Lehnst du die Beschuldigung ab?“ fragte sie zurück.

„Ich erkenne sie weder an, noch lehne ich sie ab, wenigstens nicht mit Worten“, erklärte er ruhig.

Ohne sich einen Augenblick länger zu besinnen, legte sie mit unwillkürlicher Bewegung beide Hände auf seine Schultern. „Und wenn es verbrüht und verbürgt wäre, ich glaube es nicht!“ sagte sie, und unendliches Vertrauen verklärte ihr feines Gesichtchen.

Ihr mit einer Dankesbewegung über das blonde Haar streichend, drehte er sich dem Fremden zu: „Wollen Sie jetzt gehen, ehe ich die Polizei rufe? Zum Erpreßer sind Sie mit Ihrer Ungeschicklichkeit wenig tauglich. Ich bin nämlich nicht Herr Landner. Ich habe gestern erst diese beiden Zimmer mit Mobiliar von ihm übernommen. Herr Landner hat sich bereits vor drei Tagen verheiratet und befindet sich jetzt auf seiner Hochzeitsreise.“

○○○ Scherz und Spott ○○○

„Moderne Jugend.“ „Papachen, du mußt mir Geld zu meiner Aussteuer geben“, sagte die moderne Tochter. — „Aber, mein liebes Kind, ich habe ja keine Ahnung, daß du verlobt bist.“ — „Du bist aber gut, Vater. Vliest du denn keine Zeitungen?“



Warum machen wir uns das Leben so schwer?

Ein weniger erfreuliches Frauentalent.

Daß wir Frauen es in und außer dem Hause heutzutage nicht leicht haben, ist richtig, aber daß wir uns unsere Schwierigkeiten noch selber und systematisch verdoppeln, ist entschieden nicht richtig. Warum machen wir uns das Leben so schwer mit dem verhängnisvollen Frauentalent, aus der Mücke einen Elefanten zu machen und Tragik zu suchen oder zu schaffen, wo ein unbefangenes überlegenes Fach viel besser am Platze wäre?

Es ist wahr, ein neuer Hut ist schöner als ein alter, und ein Pelzmantel hebt entschieden mehr das Persönlichkeitsbewußtsein als die gute treue Allerweltshülle, die man vielleicht nun schon im dritten Jahre trägt! Aber ist man als Mensch weniger wert, weil man sich a. B. im Interesse einer heranwachsenden Kinderin, die geliebt und ernährt werden muß, noch einen weiteren Winter mit dem „alten Grünem“ (oder was es nun sei) behilft und den Hut umpressen läßt, anstatt einen neuen zu kaufen? Das liebe, gute und gescheite Gesicht, das heiter unter der vielleicht nicht ganz „zeitgemäßen“ Bedeckung hervorsieht, läßt die Außerlichkeit seiner Umrahmung gar bald als Nebenächlichkeits zurücktreten. Gute Handschuhe, gepflegtes Schuhwerk, vor allem aber die ungezwungene Sicherheit guter Erziehung, Sprache und damenhaften Benehmens lassen den Kenner auch in der bescheidenen „Aufmachung“ schnell herausfinden, was „dahinter steckt“. Man macht sich das Leben unnötig schwer, wenn man sich von den Einschränkungen, die Pflicht, Notwendigkeit und Liebe uns auferlegen, einschüchtern und niederdrücken läßt. „Ich bin immer, wer und was ich bin, einerlei, was ich anhab!“

Warum machen wir uns das Leben so schwer? Warum müssen so viele Frauen immer und immer wieder dem Ehegefährten im tendenziös klagenden Tone erzählen, daß Frau Müller eine Pfitzpine- oder Cedern- oder Birken- (oder was weiß ich!) -Einrichtung hat, und „unsere ist nur Rußbaum!“ hinzufügen? Warum müssen sie feststellen, Frau Schulze habe drei echte Teppiche übereinander liegen, Frau Schmidt fahre nach der Riviera, und Schulzens hätten nun schon das zweite Auto angeschafft? Es ist ganz gewiß angenehm, sich alle diese Herrlichkeiten leisten zu können, aber unentbehrliche Vorbedingungen zum Glückseligkeit sind sie nicht. Kennen wir nicht alle die schlichten Stuben, in denen Behagen, Liebe und Freude wohnt, obgleich da nur gestrichene Dielen und einfache Möbel sind? Törichte Frauen, die so lange betrachten, was andere sind und haben, bis sie sich selber bedauernswert vorkommen! Und ist es wohl ein Beweis echter Liebe, wenn man den Mann wieder und wieder auf Dinge oder Verhältnisse aufmerksam macht, die er uns so gern auch gönnen würde, und von denen er doch ganz genau weiß, daß er sie uns mit aller Liebe allem guten Willen und Fleiß doch nie verschaffen kann? Solche Vergleiche nützen nichts und helfen nichts, aber sie können sehr viel schaden. Wie oft beobachtet oder erzählt man, daß Männer ihre Gesundheit, ihre Lebensfreude, ihr Familienglück, ja, sogar oft ihre Ehre und ihren guten Namen einbüßen, weil wie eine Sekundensache die Klagen der Frau sie antreiben, die von der Idee besessen ist, sie könne und müsse auch können, was „die anderen“ können.

Warum machen wir uns das Leben so schwer? Warum müssen wir im „leinen“ Viertel wohnen, während wir in einer anderen Gegend billiger, näher an der Arbeitsstätte, vielleicht mindestens ebenso gut wohnen könnten? Warum müssen wir eine Fünfstimmerwohnung haben (trotz der Wohnungsnot: auch das gibt es noch!), obgleich für unsere persönlichen Verhältnisse drei Räume völlig ausreichend wären und die beiden überflüssigen Zimmer auch überflüssige Aufwendungen an Miete, für Instandhaltung, Reinigung usw. erfordern? Warum müssen wir Kaffee mit vier, fünfserlei Sorten Kuchen und einer süßen Speise usw. geben und dafür dann wochenlang vom Schulkinde bis zum Hausvater Schmalzbrötchen essen, weil die Unkosten doch wieder hereingebracht werden sollen? Warum müssen wir ein „Serranzimmer“ haben anstatt einer Kinderkammer und dafür die Kinder mit in die enge Küche zwingen, wo sie sich verbrühen, verlesen, Schaden anrichten können und uns bei der Arbeit stören? Weil wir uns immer von dem Worle „man muß doch“ tyrannisieren lassen und nicht den Mut aufbringen, unser eigenes Leben zu leben!

Lieber machen wir uns und unserer ganzen Familie das Leben schwer!

Warum müssen wir etwa jeden Tag Fleisch essen und dadurch unverhältnismäßig viel Geld für unsere Ernährung ausgeben, während die Wissenschaft uns längst darüber aufgeklärt hat, daß es mindestens gleichwertige aber viel wohlfeilere Nahrungsmittel gibt? Warum müssen wir nahezu den ganzen Tag mit der Bereitung der verschiedenen Mahlzeiten, mit Auftragen und Wiederabdecken, Geschirreinigen (Sonntags womöglich noch doppelt und dreifach!), mit Scheuern, Abstauben, Waschen usw. verbringen, unsere Zeit und Kräfte versetteln und stumpf werden im Trotz immer gleich fruchtloser Arbeit, die uns keine Lust und Frische zum geistigen Leben mehr läßt? Weil wir es nicht fertigbringen, uns von überlieferten Gebräuchen und Anschauungen, die zu Zeiten unserer Urgroßmutter berechtigt waren, freizumachen und uns statt dessen mit den neuen zeitgemäßen, Zeit, Kraft und Geld sparenden Arbeitsmethoden zu befrenden, die Technik und Wissenschaft für unsere veränderten Verhältnisse bereithalten! Lieber quälen wir uns weiter, wo wir es besser und bequemer haben können, und follettieren mit unserer Geplagtheit und Arbeitslast an der wir selber schuld sind.

Man braucht nicht leichtsinnig und oberflächlich zu sein, um sich das Leben leicht zu machen; man muß nur genug guten Willen und gesunden Menschenverstand haben, um es sich nicht unnötig — schwer zu machen!

Räthe Brustat-Schneidermann.

Frauenleben — Frauenstreben.

Eine Ehrung der Seniorin der deutschen Frauenbewegung. Dr. Helene Lange ist vom Deutschen Akademikerinnenbund zum Ehrenmitglied gewählt worden. Sie ist das erste Ehrenmitglied dieser Vereinigung geworden. In dem Schreiben an die Ausgezeichnete heißt es, daß das akademische Frauenstudium ihr mehr verdanke als irgend einer anderen Persönlichkeit. In Ihren Gymnasialkursen erhielten deutsche Frauen zum ersten Male eine geordnete Vorbildung zum Universitätsstudium. Sie gingen uns voran mit zähem und unbeirrbarstem Willen und mit jenem stillen Ernst, den keine Mühe bleicht.

Fachkammern für Hauswirtschaft. Von der durch das neue Arbeitsgerichtsgesetz gegebenen Möglichkeit, Beisitzer für die Arbeitsgerichte aus den Reihen der Hausfrauen zu wählen, haben einige Städte Gebrauch gemacht (z. B. Augsburg, Braunschweig, Breslau, Crefeld, Nordheim, Nowawes). Jedoch ist diese Einrichtung von keiner durchgreifenden Bedeutung, solange nicht besondere Fachkammern für die Hauswirtschaft errichtet werden, wie dies bisher nur in Berlin geschehen ist. In Hessen-Nassau ist deshalb auf der Landesverbandstagung des R. d. S. die Errichtung von Fachkammern an allen Arbeitsgerichten verlangt worden, und zwar mit folgender Begründung: „Da die Auswahl der Beisitzer bei den Arbeitsgerichten nicht zu den der Vertretung ihrer wirtschaftlichen Vereinigung entsprechenden Fällen getroffen werden kann, besteht nur in einer Fachkammer die Gewähr für eine fachverständige Beurteilung und Entscheidung der betreffenden Streitigkeiten. Streitfälle zwischen Hausfrauen und Hausangehörigen bedürfen besonders der sachgemäßen Beurteilung ihrer eigenen Vertreter und daher erscheint uns die Forderung von Hauswirtschaftskammern als eine unerlässliche soziale Notwendigkeit.“

Die Berufswahl der Tochter

Ist heutzutage in zahllosen Familien eine schwerwiegende ernste Frage. Ein joeben unter dem Titel „Das moderne Buch der weiblichen Berufe“ (Verlag von Wilhelm Köhler, Minden i. W.) erschienenen, von Dr. Erich Janke, Berlin herausgegebenes Werk ist da ein ausgezeichnete Führer und Berater, ein zuverlässiger, sachkundiger, reich illustrierter Ratgeber, wird doch jeder einzelne Beruf darin durch eine in dem betreffenden Fach erfahrene Persönlichkeit eingehend behandelt. Unter den in dem Buche vertretenen Verfassern und Verfasserinnen befinden sich prominente Persönlichkeiten. Frau Dr. Lilla Hauff, die Leiterin des Letzte-Bereichs in Berlin, schrieb als Einleitung zu dem Buche einen Artikel „Einführung in die Berufswahl“. Mehr als 60 Berufe sind vertreten. Zahlreiche Bilder, Darstellungen aus dem weiblichen Berufsleben, veranschaulichen den Text aufs Beste.